

ADOLF MUSCHG

ZUM TOD VON HANS-RUDOLF STAUFFACHER

Liebe Freunde Hans-Rudolfs,

was habe ich hier noch zu sagen?

Ich war nie ein Autor des Stauffacher-Verlages. Ich war, als ein jüngerer Mensch, der ein Stück geschrieben hatte, jemand, der es mit einem bestimmten Menschen zu tun hatte, Hans-Rudolf Stauffacher.

Unser Verlagsverhältnis war zuerst und zuletzt das Verhältnis zweier Leute. Es begann mit Offenheit, viel mehr Offenheit von seiner Seite, als es sonst in Gesprächen gibt, die einen Zweck haben. Hans-Rudolf Stauffacher gab darin vor allem eines zu erkennen: Achtung; Achtung vor der Entscheidung des andern. Er machte diesem Andern damit die Sache nicht leichter. Man hat, als Anfänger, vielleicht etwas Selbstbetrug nötig, wenigstens eine günstige Beleuchtung der eignen unsichern Zuversicht. Hans-Rudolf lieferte statt dessen die Information, die ihm notwendig schien für die Freiheit des andern. Er traute der Sachlichkeit etwas zu; eben dadurch wirkte sie zuverlässig. Am Ende war man eher bereit, einem Menschen zu vertrauen, der einen ernst nahm, als einem, der goldene Berge versprach. Er war bereit, zu tun, was in seiner Macht lag und was sich mit seinen Masstäben vertrug. Er war Hans-Rudolf Stauffacher; er tat nicht alles Mögliche, sondern das Seine.

Später lernte ich seine Sachlichkeit anders lesen, persönlicher, auch privater. Er bestand darauf, dem Partner nicht nur die Grenzen des Theatergeschäfts, sondern auch seine eigenen Grenzen mitzuteilen. Dem andern nichts vormachen, hiess für ihn auch: du musst mich nehmen, wie ich bin. Diese Einsicht fand man erst in der Du-Form. Er versteckte mit seiner Kompetenz, dass er sich verlassen fühlen konnte. Und indem er einem rasch wieder erlaubte, sich auf ihn zu verlassen, brauchte von seinen Gefühlen nicht mehr die Rede zu sein: er forderte dem andern keine Skrupel ab; er wollte seine Teilnahme nicht nötig haben.

Es kommt mir in diesem Augenblick wie ein Unrecht vor, die Sache Verlag, die er so sehr zu seiner eigenen gemacht hatte, von seiner wahren Person zu trennen. Er war ja ein Mensch, der nicht nur diesen Verlag gemacht hatte, sondern in diesem Verlag sich selbst. Er liess die Autoren leben und schreiben und half ihnen oft bei beidem; aber diesen Autoren gab er nicht nur, wie jeder bedeutende Verleger, sein Gesicht; er suchte sein Gesicht in ihnen. Deshalb genügte es ihm nicht, Autoren "zu machen", und es genügte ihm schon gar nicht, durch seine Autoren ein "gemachter Mann" zu sein. Er suchte in ihnen im umfassendsten Sinn die Existenz. Erfolg oder Misserfolg dieser Autoren änderten nichts, nicht das Geringste an seiner Beziehung zu ihnen, wenn diese Beziehung einmal hergestellt war - auch der sogenannte Undank hatte keine Gewalt darüber: wen er angenommen hatte, der gehörte zu seinen Hoffnungen, auch wenn er den Verlag verliess. Respekt für den andern: er ging bis zum Verständnis auch für die Entfremdung.

Ein Mann, der das Zeug gehabt hätte, in seiner Sache aufzugehn. Er tat es nicht; es blieb für ihn immer noch, bei aller Treue zu dieser Sache, etwas zu wünschen übrig, die Hauptsache.

Ja, diese Treue war vielleicht nur das beste Versteck für sein Gefühl, dass die Hauptsache fehlte. Jetzt ist die Stunde, diese leergebliebene Stelle, die die Form eines Grabes angenommen hat, anzuerkennen, auch wenn wir nach wie vor keinen rechten Namen dafür haben sollten, was ihm fehlte. Denn verlangt - in Worten verlangt - hat er es selber nie. -

Achtung, Wertschätzung, Dank, auch Ehre, auch Zuneigung, daran hat es ihm wohl nicht gefehlt; und hätte es ihm gefehlt, er hätte es ertragen. - Ich suche einen Namen für das, was in ihm erlöst sein wollte. Ich erinnere mich an Gespräche beim Wein, oft bei viel Wein, wo es laut wurde und doch sprachlos blieb - wo es zum Erschrecken aus ihm hervorbrach. Ich habe kein anderes Wort dafür als: das Bedingungslose. Er hat es bei Ionesco erlebt: das Unbekümmerte um alle Hilfskonstruktionen von Vernunft und Schicklichkeit, auch von Kunst; das Respektlose gegenüber allem Trost, mit dem wir uns Leben und Sterben, Schreiben und Spielen leichter machen wollen; die Rücksichtslosigkeit gegen Gewinn und Verlust. Die Bereitschaft, restlos und hoffnungslos offen zu existieren: er hat sie wenigstens in einigen Autoren nicht zu suchen gebraucht; da hat er sie erlebt. Und ich denke, um dieser ganz wenigen Bedingungslosen willen ist er auch Verleger geworden und, gegen alle Anfechtung, geblieben. Diesen Widerspruch hat er nicht gescheut: für das bedingungslos Offene Häuser zu bauen, Theaterhäuser zu suchen, in denen es brennen sollte, das, was ihm am meisten fehlte.

Er hat aber auch so etwas wie Wut gekannt gegen dieselben Autoren, die er pflegte, versorgte, tröstete - Wut nämlich dann, wenn sie hinter der Wahrheit zurückblieben, die er in ihnen suchte und deren Verleger er sein wollte; wenn sie das Drama des Lebens verklausulierten, es kleiner schrieben oder feiner wollten, als es für ihn selber war. Dann hatten sie ihn enttäuscht, um den Sinn seiner Arbeit betrogen, auch wenn er selbstverständlich fortfuhr, für sie zu telefonieren, Gespräche zu führen, Verträge und Prozente auszuhandeln.

Ja, ich glaube, er war Verleger um der Augenblicke willen, wo ihn aus seiner Arbeit etwas anwehte, was ihn allein das Leben wert schien: das Bedingungslose. Für alle übrigen Alltage musste er die Hoffnung darauf zugleich wachhalten und ersticken. Er wollte GANZ sein, was das Gegenteil ist von heil, aufgehoben, intakt. Er war Verleger geworden, weil er alle seine persönlichen Erwartungen in den Dienst des Bedingungslosen stellen wollte; wohl auch, weil er daran verzweifelt war, es für sich unmittelbar zu leben. Er verurteilte sich zur Gefangenschaft, um für das Freie, wenn es ihm begegnen sollte, wenigstens unbedingt gerüstet zu sein; er baute dem Wilden, das er in seiner Seele hütete, den sorgsamsten und gewissenhaftesten Käfig - und wusste, dass er dann wieder an diesem Käfig rütteln musste, bis ihm der Atem verging.

Ich war, zu diesen schwierigen Bedingungen, sein Freund, es waren die Bedingungen seiner Gefangenschaft, die nicht minder unheilbar war als die Freiheitswut, die an ihm riss. Das scheinbar so sachliche Angebot, das er als Verleger seinen Autoren machte, lautete insgeheim: Leben gegen Leben. Er fragte als Verleger nicht: was gibst du mir? Oder: wann kommt wieder etwas? Er fragte: wer bist du? Und ich habe manchmal die schreckliche Ueberforderung dieser Frage gespürt, denn sie wollte zugleich Antwort auf die Frage, wofür er, Hansruedi, lebe.

Dabei hat er es seinen Nächsten scheinbar leicht gemacht, sich den ganzen Einsatz zu ersparen: er verlangte ihn nicht. Im Gegenteil: er schien mit sehr wenig zufrieden. Er täuschte uns gut über Bedürfnisse, deren er sich offenbar auch schämte, als kämen sie ihm nicht zu. Diese Scham machte ihn stolz, und der Stolz machte ihn still und höflich. Sein Respekt für die Entscheidungen anderer blieb intakt, wenn diese Entscheidungen ihm wehtaten, und wenn er sie eigentlich nicht aushielt: davon brauchte der andere nichts zu merken. Hans-Rudolf ging, glaube ich, davon aus, dass man ihn eigentlich nicht lieben könne. Wenn die Frage, wofür er lebe, in Verzweiflung umschlug, muss es Zeiten gegeben haben, wo er glaubte, nicht der richtige Mann für seine unheilbare Erwartung zu sein und den Einsatz der andern nicht zu verdienen. Das war eine schreckliche Täuschung, aber in dunklen Stunden wollte er sie sich nicht nehmen lassen. Es war dann fast so, als ob er die Nächsten dazu zwingen wollte, ihn zu verwerfen - wenigstens GANZ zu verwerfen; wenigstens seine Selbsterdingschätzung, wenn sonst nichts, mit ihm zu teilen. Er konnte es den Nächsten verdammt schwer machen, wenn er es ihnen leicht machen wollte, ihn nicht zu lieben. Es gab Hilferufe in solchen Augenblicken, aber sie waren gut verschlüsselt in Wut oder Elend. Er führte seine Probleme nicht in gesetzten Worten spazieren, er hatte immer das Gefühl: sie standen ihm nicht. Eins hat er nie gelernt und wohl nie lernen mögen: Aufmerksamkeit für sich zu fordern; aus dem einfachsten und nobelsten Grund: weil sie nicht zu fordern ist; am wenigsten dann, wenn man sie am meisten nötig hätte. Sie wird geschenkt, sie ist voll da, oder eben: sie fehlt. Dazwischen kannte er oft nichts. Es ging ihm ja auch nicht um ihn und sich - ich habe keinen weniger selbstbezogenen Menschen gekannt als ihn -, es ging ihm um das, wofür er lebte. Und eben dafür kann man nicht alleine leben. Er verlangte nicht, dass die andern seinem Leben einen Sinn gäben, er war ja kein Kind mehr. Er erwartete nur, dass sie diesen Sinn mit ihm teilten, sonst war da kein Sinn mehr für ihn. Und weil man eben dies nicht erwarten kann, verzichtete er auf mehr, als er tragen konnte.

Er hat es selbst bei andern nicht an dem fehlen lassen, woran es ihm fehlte: diese Mühe hat mit dem zu tun, was ich mit einem viel zu blassen Wort Rücksicht genannt habe, Respekt für die Entscheidung der andern auch dann, wenn sie damit seine Hoffnungen begraben. Er hätte sich verboten, von Opfer zu sprechen, aber der traurige Tag ist da, wo wir uns um seine Verbote nicht mehr zu kümmern brauchen. Ich rede nur von dem, was ich weiss: Er hat an jedem seiner Autoren so teilgenommen, wie kaum einer seiner Autoren an ihm. Er, der dem Unmöglichen des Theaters im Innersten verschworen war, hat das Mögliche daran respektiert und dem Bedingten daran zugutegeredet. Ich spreche nur von dem, was ich weiss - aber ich weiss auch, was ihm bedeutet hat, wovon er nicht sprach, oder nicht zu mir: von seiner Mutter, seiner Frau, seiner Tochter, seinem Sohn, von seiner Schwester, von den Nächsten, die ihn überleben; von den Freunden, über die nicht zu sprechen zu seiner Lebensart gehörte. Er hatte alles für das Lebendige übrig; im Grenzfall sein Leben. Es war eine tödliche Grosszügigkeit, mit der er Nächsten und Ferneren vergalt, dass sie da waren - ob sie für ihn da waren oder nicht. Er respektierte dieses Leben, bis es nicht mehr ging. Und jetzt, wo wir wissen und sehen, dass es nicht mehr ging, ist es das Letzte, was wir tun können: an ihn nicht nur mit Respekt zu denken, sondern mit Liebe.

Es gibt Menschen, die können "sich aussprechen", dann wird ihnen leichter, und sie sind wieder da. "Aussprechen" konnte er sich nicht. Er, der andern so sehr zugute reden konnte, konnte für sich selbst nur manchmal ein heftiges Zeichen setzen; eins von denen, die nicht erleichtern, sondern das Leben schwerer machen. So gab es am Ende nur noch diese Sprache: sein Sterben. Das ist die Sprache, die wir jetzt wohl oder übel wahrhaben müssen. Und es ist eine gemeinsame Sprache, auch wenn das Wort, das im Sterben verborgen ist, nicht von uns gesprochen scheint, sondern über uns.

Es war ein volles Leben, auch wenn es kein langes Leben sein durfte; ein Leben im Zeichen des Ganzen, auch wenn ihm zum Ganzen etwas fehlte; weil es ihm in so menschlichen Sinn dazu fehlte. Ich habe eine Ahnung, wie die wahren letzten Worte Hansruedis beschaffen waren, auch wenn ich weit, zu weit weg war an diesem 2. August. Ich verdanke diese Ahnung ihm selbst, und jetzt geniert es ihn nicht mehr, wenn ich sie weitersage.

An einem späten Abend, als ich mich schlechter fühlte als er - jedenfalls war das seine Ueberzeugung - rief er mich an und bat mich, am Apparat zu bleiben, bis er eine Platte aufgelegt habe, und zuzuhören. Ich hörte, in der merkwürdigen Akustik des Hörers, einen Bass wie einen Herzschlag seinen Blues-Rhythmus skandieren, in den, mit Behutsamkeit ein Piano eingriff, suchende Synkopen, die ohne Hast und in sicherer Trauer eine Melodie fanden; das Piano überholte die Tonlosigkeit des Basses nicht, sie sprach sie aus, sprach sie langsam ins Helle. Dann kamen die Blasinstrumente dazu; sie kamen alle doch noch zusammen, zu einer einfachen Melodie, in der das Piano, das berühmte Piano, sich nicht hervortat. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich in diesen Hörer hineinhörte, die Melodie ging vorüber, und sie blieb da, als sie vorüber war. Wir beide hielten, durch ein paar Kilometer getrennt, ein stummes Telefon in der Hand, dann sagte er: Das ist es, nicht wahr? Er sagt nicht: das wäre es, sondern: das isch es. Und: die haben sonst keine Aufnahmen zusammen gemacht, ich finde, sie sind nie mehr so gut gut gewesen, jeder für sich. - Johnny Hodges und Duke Ellington: jemand habe ihm die Aufnahme vorgespielt, von der Hansruedi gesagt hatte, es könne sie nicht geben, und habe sie ihm dann geschenkt, als er sah, dass sie ihn berührt habe. Ein Trost, wo es keinen gibt. Etwas später fragte er, ob er mir die Platte schicken solle? Er sagte nicht schenken: schicken.

Hören wir diese Musik, statt eines Bibelwortes, das er sich zu diesem Anlass nicht gewünscht hat, statt eines andern letzten Wortes, das ich nicht habe. Das Stück heisst "Weary Blues", die Platte, aufgenommen in den Vierziger Jahren, "Back to Back".

8. August 1977